



Erscheint Mittwoch und Samstag

Obwaldner Volksfreund.

Abonnementspreis:
Für die Schweiz jährlich Fr. 5.—,
halbjährlich Fr. 2.50, Post-Abonnements
10 Cts. Zusatzen.

Inserionspreis:
Für Obwalden die einspaltige Zeitzeile
8 Cts., für auswärtige 10 Cts. Wiederholungen Rabatt.

Inserate nehmen für uns alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Gratis-Beilage:
„Illustriertes Sonntagsblatt“.

Druck und Expedition:
Louis Ehli, Sarnen. — Telephon.

Einundvierzigster Jahrgang

Nr. 92

Sarnen, Samstag, 18. November 1911

Erstes Blatt.

Gratis

bis Neujahr erhält den Obwaldner Volksfreund wer denselben jetzt schon für das Jahr

1912

bestellt. Die werten Leser werden höflichst ersucht, den „Obwaldner Volksfreund“ in ihren Bekanntenkreisen zu empfehlen.

Zu zahlreichem Abonnement ladet höflichst ein

Redaktion und Expedition.

Zur Weltlage.

Die Bewegung der Zeitgeschichte, — so schrieb vor genau fünfzig Jahren ein bedeutender Realpolitiker — gleicht dem Wogen und Walten des flüssigen Elementes, das den Erdball umgibt. Bald steigen und fallen die Fluten nach dem stetigen Gesetze der Schwere, bald gehorchen sie den Winden, die aus unbekanntem Fernen wehend ihre verborgenen Tiefen aufwühlen. Heute liegen sie vor uns als durchsichtiger, sonnenbeglänzter Spiegel, morgen schlagen sie in wildem Chaos durcheinander eilender Wellen an alle friedlichen Ufer. In der Ruhe und Bewegung bietet das Bild eigentümliche Schönheit, wir halten es fest in der Erinnerung und werden nimmer müde, es in seinem Glanze und seinen Schrecken zu schauen und zu bewundern. Aber tiefer als die Netze der wechselnden Erscheinung beschäftigen den denkenden Geist die Gesetze des Wechsels, die bald offen vor uns liegen, bald in geheimnisvollem Dunkel sich verlieren.

Alles politische Leben der Völker und der Einzelnen bewegt sich inmitten der allgemeinen Strömung der Zeit. Die Wellenlinien der Ereignisse, die in größeren und kleineren Erscheinungen vor unserem Auge vorüberziehen, führen alle in sie hinein, sei es, daß sie in gleicher Richtung rauschend oder stille fortgehen, sei es, daß sie wie stürmische Wirbel ihre Wogen kreuzen. Zuweilen sehen wir den Anfang einer Bewegung und folgen ohne Mühe ihrer Entwicklung, zuweilen scheint uns, als ob ein wildes Durcheinander alle Fäden verwickelte, an denen die Geschichte der Nationen und der Epoche hängen.

Soviel ist außer jedem Zweifel, daß die allgemeine

Strömung, welche der Zeitgeschichte ihren Grundton gibt, nicht abhängig ist von dem Einfluß irgend eines persönlichen Willens, der in einem sterblichen Leibe wohnt. Weber ist es den Großen der Erde, den Parlamenten, den absoluten Herrschern, den Generälen streitbarer Armeen gegeben, ihren Gang zu bestimmen, noch vermögen die großen Geister, die Theoretiker und diplomatischen Gewebespinner ihre Richtung nach Belieben zu ändern. So treten alle an die Ufer des zeitgeschichtlichen Stromes heran, sie bauen Dämme oder zerstören Wehren, machen seine Wasser sich dienstbar, allein all' ihre Kunst und Kraft vermag nicht seine allgemeine Richtung zu ändern.

In diesen ernsten Tagen dürfen wir ohne das geheime Lächeln blasierter Leute zu beachten, ein religiös gestimmtes Wort in die Tageszeitung schreiben. Ein Gottesgelehrter schrieb einst in seinem Werke über die Weltregierung des ewigen Gottes: „Unser Herr wartet lange mit Geduld, aber er verzichtet nicht auf seine Weisheit, nicht auf seine Macht. Von ihm sind tausend Jahre wie ein Tag. Er hat von aller Ewigkeit her für die Gesamtheit wie für den Einzelnen alles vorgeesehen und geordnet. Er gibt den Völkern die Folgen ihrer Fehler zu tragen; er scheidet ihnen die Lenker, die sie verdienen. Vor ihm sind sie alle gleich, der Arme in der Hütte, der Herrscher auf dem Siegeswagen, die Weltstadt und das Bergisdorf, die kultivierte Stadt wie das Volk der Däsen und der Wüsten. Ihn setzt keine Erfindung in Staunen, kein Fortschritt der Kultur wächst über seine Pläne hinaus, er erschrickt vor keiner Kriegsbereitschaft. Es kommt für jedes Volk und Land, für jedes Geschlecht eine Zeit der ausgleichenden Gerechtigkeit — Gottes Zeit.“

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, ruft der gegenwärtige Krieg einen stillen, geheimnisvollen Schauer nach. Wir erinnern uns unwillkürlich an dessen Begründung, an den Charakter der großen Politik, an jene Tendenz, die zur Auflösung aller herkömmlichen Dinge, aller festen Grundsätze führt. Wohl ist diese Bewegung nicht neu. Wir sahen sie an der Schwelle des sechszehnten, wie am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts mächtig in die Erscheinung treten. Allein ihre Richtung und ihre Bedeutung ist eine andere. Das Völkerrecht, einst ein hohes Gut der Nationen, ist heute ein Spielball der Diplomatie geworden. Wie hieß es doch zu Beginn des gegenwärtigen Krieges: „Mit faulen Vermittlungen und hinkenden Ausgleichsversuchen ist nichts auszurichten. Wo es sich um Ausweitung der Landesgrenzen handelt, um den „Glanz des Staates“ gibt es nur eine Antwort: Keine Zugeständnisse, alles oder nichts!“

Während wir dieses schreiben, donnern vor der afrikanischen Nordküste die Kanonen und die Batterien der italienischen Panzer drohen mit Tod und Verderben. Hunderte von Menschenleben wurden bereits vernichtet, hingemordet im Namen der Kultur und Zivilisation um den Besitz eines Flottenstützpunktes und eines armen Landes, das nichts bietet als eine Sandwüste mit ein paar Däsen. Tag um Tag wird getötet, gemetzelt und ge-

meuchelt; blühende Menschen sinken in der Vollkraft ihres Lebens röchelnd in den heißen Sand. Die vergewaltigte Nationalität der Araber, einst Geschäftsfreunde des heutigen Feindes, erhebt sich und wird zum Todfeinde ihres Verfolgers. — Sie beißt wüthend in die Faust, die sie zu knebeln sucht, stößt einen Rotschrei um Hilfe aus und beginnt mit verzweifelter Anstrengung den Boden zu schützen, der ihr seit Jahrhunderten war. Europa schaut zu, unter Ablehnung aller Intervention. Der Weltfriedensbund, dessen Wägste und Beste bei Potal und Sekt so dröhnende Worte sprechen, streicht von dem nahenden Ungewitter die Segel. Sentimentale und gefühlvolle Politiker mögen sich beim Untergang eines schwarzen Volkes die Augen wischen. Hartherzige Diplomaten wollen erkennen, daß das tripolitische Volk, wenn es untergeht, eben verschwand, weil es nicht die Kraft sich zu erhalten hatte. Der Italiener selbst reißt es mittelst königlichen Dekrete bereits zu den überwindenen Daseinsformen, über welche die Weltentwicklung hinweggegangen.

Allein noch lebt dieses Volk und durch seine Reihen geht als Feldgeschrei der Ruf: Existieren heißt kämpfen und die Kraft zum Leben gibt den Mut zur Verteidigung. Dieses „Völkerrecht“ beherrscht heute den anfangs so erschrockenen Feind und wird dem Gesichte des so brutal bekämpften Volkes die Richtung geben, die keine heuchlerische Gesetzesnorm, keine knifflige Politik, keine Verschlagenheit gewisser Kabinette ablenken kann. Aus den Gebirgen der Gemorbeten und den Gräben der Däsen wird der Rächer entstehen. Von der nordafrikanischen Kolonisationspolitik und der gegenwärtigen Kriegslage aber, wie von den europäischen Mächten gilt das Wort der Schrift: Die Völker plagten sich um Nichts und die Mühen der Nationen gehen in Rauch auf. (Jeremias 51, 58.)

Dieses religiöse Wort zur heutigen Weltlage, welches wir im „Basler Volksblatt“ lesen, ist nur zu wahr.

Schweiz.

Eidgenössisches Sängerkfest in Neuenburg. Der Ausschuss des eidgenössischen Sängerkfestes hat das Budget aufgestellt. Es ist ein Kapital von 50,000 Franken erforderlich, eingeteilt in 500 Anteile zu je 100 Franken. Die Hälfte ist vor dem Fest einzuzahlen und wird mit 5 Prozent verzinst. Die Einzahlung der andern Hälfte würde nur gefordert, wenn das Fest mit einem Fehlbetrag abschließen würde.

Prämierter Schweizer Maler. Maler Max Buri aus Brienz hat an der Internationalen Kunstausstellung in Rom einen Preis von 4000 Lire erhalten, als einziger prämiierter Schweizer.

Italienischer Spion am Gotthard erschossen. Der „Luzerner Tagesanzeiger“ meldet: Mit großer Hartnäckigkeit erhält sich in Luzern das Gerücht, im Fort Fondo del Bosco sei am Donnerstag abend um 10 Uhr ein italienischer Offizier nach dreimaligem Anrufen der Wache erschossen worden. Nach Erkundigungen ist auf dem Militärdepartement in Bern davon nichts bekannt.

Feuilleton.

Wenn der Herr das Haus nicht baut.

Erzählung aus dem Volksleben von W. Jos. Cüppers.

Mit ernstem Gesicht kam der Doktor zurück. „Wie finden Sie meine Frau?“ fragte etwas ängstlich Meister Hansen.

„Es ist keine Lebensgefahr mehr vorhanden,“ antwortete der Arzt, „aber es kann noch lange dauern, ehe sie wieder zu Kräften kommt. Ruhe und stärkende Kost ist die Hauptsache, das andere müssen wir eben der Natur und Gott überlassen.“

Der Mann seufzte. „Stärkende Kost? Woher sie nehmen?“

„Was er in den ersten Jahren erspart hatte, war längst verbraucht. Das Geld war ihm unter den Händen zerronnen wie Wasser, er schaffte nur noch für den nächsten Tag.“

„Wissen Sie mir keine Arbeit, Herr Doktor?“

Der Arzt sah den Mann an. Er sah die Niedergeschlagenheit in seinen Zügen, er sah klar genug, um zu erkennen, wie es in dem Hause stand.

„Tut mir leid, Meister, erwiderte er, „ich selbst habe nichts nötig, aber ich will mich erkundigen, ob ich etwas für sie finde.“

Er ging, und Gerhard murmelte: „Stärkende Kost!“ Und dann lachte er bitter.

„Wenn die gute Schwester nicht sorgte, dann konnte Marie noch lange liegen.“

Er ging hinüber in die Werkstatt. Dort standen die Hobelbänke, aber nicht für eine einzige war Arbeit. Die Bänke waren bestaubt, die Sägen zeigten Rostflecken, der Leim im Topfe war verdorrt. In einer Ecke stand eine Anzahl Bretter, aber er wußte nicht, was er daraus fertigen sollte. Was nützte ihm nun seine Geschicklichkeit und sein Fleiß!

Er, der sich früher selbst am Sonntag nicht genug tun konnte, hatte jetzt müßige Werkzeuge genug. — Zornig ballte er die Fäuste, aber es war ein ohnmächtiger Zorn.

Von der Küche her rief die Schwester. — Sie mußte nach dem eigenen Hauswesen sehen und der Meister kehrte in die freundlose Wohnung zurück.

Die Kleine in der Wiege starb und der Meister konnte seine Bretter zu einem Totenschreinchen gebrauchen. Es war wenigstens Arbeit.

Aber auch der Arzt verschaffte ihm Arbeit; von da und dort ging eine kleine Bestellung ein, und Gerhard schöpfe wieder Hoffnung. Marie erholte sich rascher, als der Doktor gehofft hatte und konnte bald dem Hauswesen wieder vorstehen. Er hatte Trost und Hilfe von ihr gehofft, wenigstens ein ermutigendes und freundliches Wort, aber sie gab ihm keines. Den ganzen Tag klagte und jammerte sie über das unverdiente Schicksal, das sie getroffen, und beschuldigte den Mann, er sei die Ursache daran. Wenn man ihm keine Arbeit ins Haus bringe, so müsse er sie suchen, zum Hungerleiden habe sie auf keinen Fall geheiratet.

Zuerst hatte der Meister bei diesen Klagen sich erheißt, mit scharfen Worten verteidigt und den Spieß umgekehrt. Sie könne keinen Haushalt führen, denke nur an Puz und Vergnügen, sei ein hochmütiges Stadtkeschöpf, das ihm die Kunden verschende, und damit erreicht, daß seine Frau heulte und wieder „ohnmächtig“ wurde. Später ging er hinaus in seine Werkstatt, wenn sie begann, und warf in seinem Zorn die Hobel an die Wände, daß sie krachten.

Nun saß auch noch der Zankeusel in jeder Ecke und schnitt höhnische Fragen, wenn die sanfte Schwester zum Frieden mahnte. (Fortsetzung folgt.)